

## **Hans-Peter Klie: „Wie die Bilder nichts wären“**

Eröffnungsrede 20.5.2017, Kolochau

Gudrun Gorka-Reimus

Liebe Gäste der heutigen Ausstellungseröffnung,

vor ziemlich genau einem Jahr hat hier an dieser Stelle Barbara Straka, Kunsthistorikerin und langjährige Wegbegleiterin Hans-Peter Klies, anlässlich der Eröffnung seines Hauses als Atelier und Kunstarchiv gesprochen und einen kenntnisreichen Blick auf sein Gesamtwerk geworfen. Seitdem ist der Künstler in Kolochau und in der näheren und weiteren Umgebung als umtriebiger Netzwerker für die Kunst unterwegs und hat ganz offensichtlich erfolgreich Fuß gefasst. Ich erinnere mich an seine ansteckende Begeisterung, mit der er mir vor einigen Wochen bei einer Autotour sein neues Lebens- und Arbeitsumfeld vorstellte.

Meine Begegnung mit dem Werk Hans-Peter Klies begann in der Zusammenarbeit bei der Ausstellung „Artistenmetaphysik – Friedrich Nietzsche in der Kunst der Nachmoderne“ im Haus am Waldsee in Berlin, die ich im Jahr 2000 gemeinsam mit Barbara Straka vorbereiten durfte. In seinen damaligen Arbeiten – einer Bodeninstallation und einer Serie von Fotografien – lernte ich ihn als einen Konzeptkünstler zwischen Kunst und Philosophie kennen, als der er uns auch in der aktuellen Ausstellung mit existenziellen Fragen konfrontiert, aber in seiner Lust am Spiel und an der Ironie auch deutlich macht: Denken ist anstrengend, macht aber auch sehr viel Spaß!

Im Reformationsjahr mit seinen vielen Jubel-, Gedenk- und Festveranstaltungen will er folgerichtig zum Innehalten aufrufen und uns daran erinnern, was der Anfang allen Re-formierens ist: Das kritische Nachdenken, das Hinterfragen, der Zweifel an dem, was als wahr gilt, aber seinen Sinn vielleicht schon lange verloren hat und nur noch

als leere Hülle der Konvention da steht. Ob eine Figur wie Martin Luther, der hinter all den Bildern, die wir uns von ihm machen, schon verschwunden ist und der seine Thesen in anderen Kontexten als den heutigen entwickelte, für uns vorbildhaft sein kann, bezweifelt Klie vehement, wenn er sagt: „Es gibt keinen modernen Luther, modern sein kann keiner, der vor 500 Jahren lebte, beim besten Willen nicht.“ Aber um die Person Luther geht es ja hier auch gar nicht. Oder vielleicht doch? Immerhin ist der Titel der Ausstellung „Wie die Bilder nichts wären“ ein Zitat von ihm, das zu verstehen uns allerdings allein schon der Sprache wegen schwerfällt und das ohne seinen Kontext schlicht unverständlich bleibt.

Und hier sind wir schon mitten in den philosophischen Fragen, die für Hans-Peter Klie in seiner Arbeit bedeutsam sind, wie z.B. die kritische Sprachphilosophie Ludwig Wittgensteins. Danach sind wir begrenzt in dem, was wir sagen können und da, wo wir nichts sagen können, müssen wir zeigen oder schweigen. Besonders deutlich wird das dort, wo wir Worte von einer Sprache in eine andere übersetzen wollen. Wenn uns das nicht gelingt, sind wir sprachlos und müssen zeigen, deuten, „mit Händen und Füßen reden“. Sind die Disputierenden in der Installation „Disputationen“ hier im Nebenraum sprachlos, weil wir sie nicht hören können? Sind sie deshalb angewiesen auf die Hände und Füße, die ihnen Klie zur Seite gestellt hat? Die acht Männer sind allesamt Protagonisten des 20. Jahrhunderts, jeder auf seine Weise ein radikaler, provozierender, teils auch widersprüchlicher Neuerer ähnlich den Reformatoren, mit deren Namen Hans-Peter Klie sie lose verbunden hat. Untereinander sind sie medial verkabelt, vernetzt, wie wir heute sagen, aber dem Betrachter gegenüber bleiben sie stumm und verkünden nichts mehr. Sie können uns nicht sagen, was sie mit ihren „erleuchteten“ Besen „ausfegen“ wollten, die auf die Aktion von Joseph Beuys 1972 nach der Demo zum 1. Mai in Berlin verweisen. Kann uns also derart auch der frühe Medienplayer Luther nichts mehr sagen? Er, dessen Bild und Wort nicht zuletzt durch die neue Technik des Buchdrucks überall präsent war?

Wir wollen das Bilderzitat von Martin Luther nicht vergessen: „Wie die Bilder nichts wären“. Es gehört in die Reihe der sogenannten Invocavitpredigten, die Luther in Wittenberg hielt, als die Reformationsbewegung während seines Aufenthaltes auf der

Wartburg aus dem Ruder zu laufen schien und es zum Bildersturm kam. Er mahnte an, es hätte gereicht, den Gläubigen die Nichtigkeit der Bilder zu erläutern statt sie zu zerstören, da nicht die Bilder an sich verwerflich seien, sondern nur ihr Missbrauch in der Anbetung und der Vorstellung, sie seien quasi das Ding oder die Person, die sie darstellen. Ist es eine Ironie des Schicksals, dass in der Folgezeit ausgerechnet die Bilder der Person Martin Luther eine derartige Aura entfalteten, dass er förmlich zum „Sankt Luther“ wurde, wie eine Ausstellung in der Berliner Nikolaikirche derzeit anschaulich darstellt?

Hans-Peter Klie, der sich schon früh mit René Magritte beschäftigte, spielt in verschiedenen Richtungen mit der Beziehung zwischen dem Ding und seinem Abbild oder seiner sprachlichen Bezeichnung, sowie mit der darüber hinaus gehenden Frage nach der Realität des Dings selbst, das in verschiedenen Kontexten etwas völlig Unterschiedliches sein kann und dann auch wieder unterschiedlich bezeichnet werden kann. Man denkt dabei unwillkürlich an das Bild von Magritte, das eine Pfeife darstellt, aber selbst natürlich keine Pfeife ist, sondern ein Abbild bleibt. Ist dies dort „Das Auge Gottes“, wie uns Klie ironisierend weismachen will? Kennen wir nicht das Auge Gottes als ein Zeichen im magischen Dreieck der Dreifaltigkeit und sehen hier ein banales Glasauge? So wie Klie die von ihm so genannte „Hand Gottes“ in manchen seiner Bilder körperlos über verschiedenen Dingen schweben lässt, vertauscht er gerne spielerisch Kontexte und Dinge, die auf andere Dinge verweisen, die wiederum wie das Auge Gottes selbst als Ding gar nicht existieren, sondern ihrerseits ein Symbol sind. Trotzdem entfaltet das einfache Glasauge in seiner schützenden Hülle eine eigene, eigenartige Magie und scheint auf die Welt zu blicken, vielleicht auf den Großen Metaphysiker von Giorgio de Chirico, den Hans-Peter Klie als kleine Reproduktion an die Wand gehängt hat. Mit de Chiricos traumartiger, vieldeutiger „pittura metafisica“ und seinen Schriften zu Kunst und Philosophie hat Klie sich mehrfach auseinandergesetzt. Die Messinstrumente, aus denen der „Große Metaphysiker“ zusammengesetzt ist, sind Versatzstücke der realen Welt genauso wie die Ofenringe, auf denen das „Auge Gottes“ ruht und die darunter liegende „Dornenkrone“ aus Stacheldraht.

Eine Fülle von Fundstücken, die ihren ursprünglichen Kontexten entnommen wurden und nun im Kunstwerk ein neues Leben in einer eigenen, anderen Welt entfalten, hat Hans-Peter Klie unter dem Titel „Abendmahl“ auf dem Tisch gegenüber dem „Auge Gottes“ ausgebreitet. Der Tisch selbst wirkt mit seinen überlangen Beinen und der schiefen Ebene lebendig und surreal wie die Tiere Salvador Dalis. Seltsamerweise erscheint das Abbild im Spiegel realer und klarer als die realen Dinge auf dem Tisch. Das Spiegelbild zeigt eine ordnende Übersicht auf die Dinge. Auf dem Tisch wie zufällig zusammengestellt, können die realen Versatzstücke aus der Perspektive des Betrachters gar nicht gleichzeitig erfasst werden und sind dadurch rätselhaft. Erst der Spiegel löst die Rätsel. Plötzlich taucht ein Kreuz auf aus Schrauben von Eisenbahnschwellen, eine Figur am Kreuz beginnt zu schweben oder zu fliegen und ein Stück Gips wird in der optischen Täuschung von konvex und konkav zum Relief eines schönen Gesichtes. Es erinnert an die Büste der berühmten Nofretete. War nicht auch ihr Gatte, der Pharao Echnaton ein radikaler Reformier, ein religiöser Neuerer? Ist es Zufall, dass auf der alten rostigen Nähmaschine, dem Instrument einer Arbeit, die auch heute noch sehr schlecht bezahlt wird, ägyptisierende Ornamente aufgedruckt sind? Sollte die Schönheit der Symbole einer längst versunkenen, fremden Welt, ihrer Religion und Rituale die schwere Arbeit versüßen? Das schöne Gesicht jedenfalls gehört der Gipsform einer Schaufensterpuppe und hat weniger mit Religion als mit Kommerz zu tun. „Manichini“ ist die italienische Bezeichnung für diese Puppen und „Manichini“ nannte de Chirico seine puppenartigen Figuren in den surrealen Perspektiven. Paradoxerweise verleiht die Gipsform im Spiegelbild dem Abendmahlstisch eine menschliche Komponente, obwohl nichts weniger menschlich und lebendig sein kann als das Abbild einer negativen Gipsform einer Puppe, die selbst eine menschliche Gestalt nur vortäuscht. Was also ist hier real? Diese Frage ist z.B. in Bezug auf das Abendmahl noch heute virulent für gläubige Christen. Denn dort scheiden sich bekanntlich die Geister. Für Katholiken und Lutheraner ist es ein Sakrament, für Reformierte nicht. Für Lutheraner und Katholiken erscheint Christus gleichermaßen in Brot und Wein, aber nur für Katholiken bleiben Brot und Wein auch nach der Zeremonie geheiligte Objekte und sind nicht wieder die profanen Lebensmittel, die sie zuvor waren, dürfen also nicht einfach wieder in ihren alten Kontext überführt werden.

Verunklärt im Spiegelbild und nicht mehr identifizierbar ist das Buch auf dem Tisch – keine christliche Bibel, sondern eine Bibel der aufgeklärten Neuzeit, nämlich der

Code civil Napoleons, der als eine wichtige Neuerung die Trennung von Staat und Kirche festschrieb, die auch die meisten modernen Staaten weitgehend prägt. Welcher Liturgie, welchem Ritus welchen Glaubens könnten diese Dinge auf dem Tisch also dienen, jedes zunächst ein Alltagsobjekt, aber als ein Zeichen offenbar mit großer Wirkmächtigkeit ausgestattet?

Geht es hier überhaupt um Glauben? Der Begriff „glauben“ ist zentral für Hans-Peter Klie in der Auseinandersetzung mit den Impulsen der Reformation und ein Ausgangspunkt für seine Arbeit „glauben, übersetzen“, in der er die Aufforderung nach Weiterdenken, Hinausdenken des Sprachphilosophen Ludwig Wittgenstein wörtlich nimmt und bei einigen von dessen sprachkritischen Textfragmenten eine vordergründig spielerische Transformation vornimmt.

Im Kommentar zu seiner Arbeit stellt Klie zunächst die verschiedenen Bedeutungsebenen des Verbs „glauben“ heraus. Man sagt z.B. „Ich glaube, dass XY krank ist“, wenn man es vermutet, aber nicht ganz genau weiß. Im religiösen Sinne sagt man „Ich glaube an die Existenz Gottes“, weil man dies subjektiv für die absolute Wahrheit hält. In einem Fall hält man also etwas für absolut wahr, im anderen nur für wahr-scheinlich. Ein ähnlich merkwürdiger Zwitter ist auch das Verb „übersetzen“: Wir kennen es in der deutschen Sprache in zwei verschiedenen Akzentsetzungen mit verschiedenen Bedeutungen: übersetzen von einer Sprache in eine andere, aber übersetzen von einem Ufer zum anderen. Für Jeden, der Deutsch als Fremdsprache lernt und mit den deutschen trennbaren und nicht trennbaren Verben konfrontiert wird, ist es deshalb zunächst völlig verwirrend, warum wir sagen „Ich übersetze den Text“, jedoch „Ich setze mit dem Boot über“. Ist nicht der Vorgang ähnlich? Ein Begriff, ein Ding, ein Tier oder eine Person wird von einem Kontext in einen anderen transportiert. Die Ziege ist jedoch auch am anderen Ufer eine Ziege, aber ein Begriff erfährt eine äußere Wandlung in einer anderen Sprache, das ist ja gerade das Ziel des Übersetzens. Das Ding, das der Begriff bezeichnet, bleibt aber trotzdem das gleiche, auch wenn die Bezeichnung sich wandelt. Wenn also die Ziege nach England übersetzt, ist sie dort plötzlich eine goat, aber natürlich dieselbe Ziege.

In seiner Arbeit „glauben, übersetzen“ geht Hans-Peter Klie den umgekehrten Weg. Er nimmt den Text von Ludwig Wittgenstein als kontextuelle Basis, jedoch eignet er sich den Text unmerklich an, indem er darin in einem Akt der Dekonstruktion die

Begriffe „Denken“ und „Philosophie“ entfernt und durch „glauben“ und „übersetzen“ ersetzt und damit den Text in einer Weise verändert, dass vollkommen neue Inhalte mit einem anderen Sinngehalt entstehen, obwohl der Kontext derselbe bleibt.

Klie erinnert damit auch daran, dass Sprache ein wichtiges Transportmittel der Reformation war und dass die Übersetzungsarbeit eine große Rolle spielte. Welche Anstrengung und welche weitreichenden Folgen mit dieser Arbeit verbunden sind, führt Goethes Faust-Monolog vor, in dem Faust die Aussage am Beginn des Johannesevangeliums zunächst wie Luther übersetzt mit „Im Anfang war das Wort“, aber dann über die Begriffe „Sinn“ und „Kraft“ schließlich zu dem Wort „Tat“ kommt. Übersetzungsarbeit ist also Zweifeln, Fragen, Verbessern und Re-formieren.

Die glatten Plakate in den modernen industriellen Farbwerten kommen sachlich und unzweifelhaft echt daher. Ihnen sieht man den Eingriff, den Fake nicht an. Zu gerne halten wir für wahr, was wahr aussieht. Aber wir wissen nicht erst seit der Zeit der alternativen Fakten, dass ein beständiges Hinterfragen nottut.

Dieses Spiel zwischen Sein und Schein ist es und die Lust am kindlichen Fragen, Auseinandernehmen und in neue Zusammenhänge Einordnen, die Hans-Peter Klie immer wieder reizen und mit denen er den Betrachter in sein Universum des Weiterdenkens und Weiterfragens einlädt. Letztgültige Wahrheit und Erkenntnis kann es weder in der Religion noch in der Wissenschaft geben und wo keine Fragen zugelassen werden, beginnt der Fundamentalismus. Eine spezielle Form der Befragung ist die Selbstbefragung. Angela Merkel, evangelische Pfarrerstochter, Wissenschaftlerin und Politikerin, hält sich eigenen Angaben zufolge daran „Luthers Mahnung, dass wir uns täglich fragen müssen, ob die Richtung noch stimmt.“ Als Gewissensprüfung ist die Selbstbefragung eine der Grundlagen der christlichen Kirche und Voraussetzung der Beichte, die auch Luther nicht in Frage stellte, wenn er auch gegen den Handel mit Ablassbriefen vorging, mit denen der Erlass der zeitlichen Sündenstrafen im Fegefeuer erkaufte werden sollte. Welches Ziel die Selbstbefragung hat, ist eine Entscheidung des Individuums, das die Richtung vorgibt. Sie kann Teil der philosophischen Aufforderung „Werde, der du bist“ sein im Bemühen der Gestaltung des eigenen Lebens, sie kann aber auch als gesellschaftliche oder moralische Forderung „Werde, der du sein sollst“ aufgefasst werden. Werfen wir zuletzt einen Blick auf Hans-Peter Klies „Beichtstuhl“, einen

gründerzeitlichen Treppenstuhl, vermutlich ein Relikt aus einer privaten Bibliothek. Nur halb aufgeklappt dient er weder dem Sitzen und Lesen, also der Bildung, noch dem Hinaufsteigen. Der Sternenhimmel ist für die in seinem Inneren zusammengepferchten antropomorphen Kegelfiguren, die wiederum an de Chiricos Manichini erinnern, unerreichbar. Will man hinaufsteigen und klappt die Leiter auf, verschwindet der Himmel. Die sinnlich marsrote Kugel kreist zwar um sich selbst, ist aber fest fixiert und aufgespießt. Ist dieser Beichtstuhl eher ein Folterstuhl? Hans-Peter Klie hat dem Objekt einen Text von Goethe beigegeben, der die kindlichen Qualen bei der Pflicht der Beichte schildert, das Gefühl der Behinderung der freien Selbstbefragung und der Rettung durch das Ausweichen auf belanglose Formeln, die mit dem eigentlichen Selbst nichts zu tun haben.

Wir jedoch sind hier und heute frei, zu fragen und zu diskutieren, sei es bei anregenden Gesprächen untereinander oder auch mit dem Künstler. Dazu wird auch noch morgen um 15.00 Uhr Gelegenheit sein bei einer Führung von Hans-Peter Klie. Ich bedanke mich für Ihre Aufmerksamkeit!